



Die Arbeit widmet sich den erhaltenen Schriften von Adolf Timotheus Wislicenus (1806-1883) und will einen Einblick in die Bewegung der sogenannten ‚Lichtfreunde‘ und den daraus hervorgegangenen freien Gemeinden geben. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf ekklesiologischen und kirchenpolitischen Fragestellungen, da die Biographie Wislicenus‘ und seine „Worte des Abschiedes“ beispielhaft für die ersten Kirchenaustritte der deutschen Geschichte stehen.

Nach einem Überblick über die Kontexte, die Wislicenus in seiner Studienzeit und während seiner ersten Amtsjahre prägten, werden insgesamt neun Schriften Wislicenus‘ besprochen, kontextuell verortet und nach Wislicenus‘ ekklesiologischem Verständnis befragt.

Es zeigte sich, dass die Treffen der Lichtfreunde – ursprünglich ein Zusammenschluss von wenigen gleichgesinnten Geistlichen, die wesentlich von ihren Lehrern im Sinne des theologischen Rationalismus geprägt waren (vornehmlich August Ludwig Wegscheider oder Wilhelm Gesenius) – zu einer für Kirche und Staat unübersehbaren Oppositionsbewegung geworden waren. Insbesondere nach der Rede des Pfarrers Gustav Adolph Wislicenus (Adolf Timotheus‘ Bruder) auf der Köthener Pfingstversammlung 1844, in der dieser das Schriftprinzip als formale Autorität der Kirche infrage stellte und stattdessen den Geist als Norm propagierte, entspann sich ein enormer literarischer Schlagabtausch. Die Evangelische Kirchen-Zeitung stilisierte den Konflikt zu einer grundsätzlichen Entscheidung darüber, welche Haltung auf dem Boden der Evangelischen Kirche tolerabel sei. In der Folge kam es zu hoheitlichen Maßnahmen gegenüber einzelnen Protagonisten, zum Teil bis zur Amtsenthebung. Andere, wie Adolf Timotheus Wislicenus, schieden ‚freiwillig‘ aus dem Amt aus. Die Versammlungen der Lichtfreunde wurden verboten, was zur Konstituierung freier religiöser Gemeinschaften jenseits der verfassten Kirche führte. Diese Gemeindegründungen nahmen zahlenmäßig so stark zu, dass sich Friedrich Wilhelm IV. genötigt sah, die Möglichkeit eines gerichtlich sanktionierten Kirchenaustritts einzuräumen. Anhand der Schriften Wislicenus‘ lässt sich dieser Weg aus der Kirche konkret-biographisch nachvollziehen.

Dreh- und Angelpunkt von Wislicenus‘ Theologie ist dessen ‚Pneumatologie‘. Der ‚Geist‘ wird von Wislicenus vermutlich in hegelianischer Tradition als „das in die Menschheit getretene Göttliche“ verstanden. Von hier erhalten alle weiteren dogmatischen Topoi – auch die Ekklesiologie - ihre spezifische Profilierung. In seinen ersten Predigten ringt Wislicenus noch um eine positive Bestimmung von ‚Kirche‘, indem er die Gemeinde als lebendige Form von Kirche ansieht, die der äußeren Institution gegenübergestellt wird. Später vermeidet er zunehmend den Begriff „Kirche“. Als neues Antonym für die Amtskirche setzt Wislicenus verstärkt die „Religion“. Die Frage nach der Einheit der Kirche löst sich bei Wislicenus auf in der These von der *einen* Religion. Vielfach ringt Wislicenus um die Bestimmung des ‚Wesens‘ der freien Gemeinden, dies geht auch mit apologetischen Tendenzen einher, die die Loslösung von der verfassten Kirche thematisieren. So bieten die Schriften insgesamt einen eindrücklichen Einblick in das Denken und die Theologie eines Protagonisten der Lichtfreundebewegung und der ersten freien Gemeinden.

*Hannah-Sophie Zeller (geb. 1992) studierte in Halle und Berlin Evangelische Theologie. Seit 2023 ist sie Vikarin der Evangelischen Landeskirche Anhalts. Aufgewachsen in Berlin und Braunsbedra hat ihre Beschäftigung mit Wislicenus auch lokal-biographische Bezüge.*

Versucht man, das kirchliche Umweltengagement in der DDR in verschiedene Phasen zu unterteilen, lässt sich für die Jahre 1983-86 besonders die Steigerung der Öffentlichkeitswirksamkeit der sich seit etwa 1979/80 „unter dem Dach der Kirche“ etablierenden Umweltgruppen benennen. Dies zeigt sich im Rahmen der sieben regionalen Kirchentage im „Lutherjahr“ 1983. Besonders der Dresdner Kongress und Kirchentag war stark durch die Ökologie bestimmt. Vor allem auf dem Gebiet der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens lässt sich das Engagement der kirchlichen Umweltgruppen seitdem mit dem Symbol des "grünen Kreuzes" verbinden. Es wurde erstmals am 10. Juli 1983 auf dem „Treffpunkt 5“ des Dresdner Kirchentages präsentiert. Dieser war überschrieben mit dem Titel *"Unsere Enkel wollen auch leben"*.



Organisiert wurde er vom Ökologischen Arbeitskreis der Dresdner Kirchenbezirke (ÖAK). Mit der Gestaltung des Altarraumes beauftragte der ÖAK den Künstler Eberhard Göschel. Dieser fertigte ein riesiges „grünes Kreuz“ aus zusammengesteckten Salatköpfen an, das während der Veranstaltung in der Kreuzkirche hing. Aus der Veranstaltung mitgenommen werden konnte es in Form von kleinen, grün lasierten Keramikkreuzen. Diese wurden kostenlos an jene Besucher\*innen verteilt, die sich mit dem Tragen des Zeichens bereit erklärten, selbst einen ersten Schritt für den Umweltschutz zu tun.

Das ökologische Engagement auf dem Dresdner Kirchentag fand im Nachhinein große Beachtung, so dass das Thema Ökologie in der DDR zunehmende kirchliche und außerkirchliche Aufmerksamkeit erhielt. Dem ÖAK gelang es, durch das öffentliche Auftreten weitere Menschen für die Teilnahme zu mobilisieren. Fortan stand seine Arbeit unter dem Zeichen des "grünen Kreuzes", das in Form einer Stempeldarstellung als Symbol für den ÖAK fungierte. Die kleinen Keramikkreuze wurden mehrfach nachproduziert und zu verschiedenen Anlässen weitergereicht, u.a. durch das Kirchliche Forschungsheim Wittenberg (KFH). Dieses griff die Idee in Form des sog. *„Briefes zum Grünen Kreuz“* auf und verband die Verteilung von Keramikkreuzen ausdrücklich mit der Bitte, sie als verbindliches Zeichen für einen ersten Schritt zu konkreter Übernahme von Umweltverantwortung zu tragen.

In Hinblick auf die christliche Handlungsmotivation und die Betonung des praktischen Engagements sowie der thematisch-aufklärerischen Arbeit zeigt sich dabei eine deutliche Kongruenz zwischen den mit dem "grünen Kreuz" verbundenen Gruppen. Dass es zu solch einer für DDR-Bedingungen verhältnismäßig großen Reichweite des "grünen Kreuzes" kam, liegt nach Meinung der VfN. darin begründet, dass das Symbol sowohl dem religiösen als auch dem ökologischen Sinngehalt in künstlerisch eindrucksvoller Weise Ausdruck verleiht und dadurch zu verschiedenen eigenen Anknüpfungen einlädt.

*Mit der vorliegenden Arbeit schließt Susanne Heydecke (geb. 1981) ihr Studium der Evangelischen Theologie an der Universität Halle-Wittenberg ab. 2024 beginnt sie ihr Vikariat in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland. Das Ausmaß der Umweltzerstörung in der DDR hat sie selbst biographisch miterlebt, heute engagiert sie sich selbst für Natur- und Umweltschutz.*

„HUMANISMUS ZWISCHEN DEN FRONTEN DES KALTEN KRIEGES. DDR, CHRISTENTUM UND BEFREIUNGSBEWEGUNG IN AFRIKA“



Die Arbeit thematisiert mithilfe diskurstheoretischer und poststrukturalistischer Zugänge, sowie Einsichten der *postcolonial studies* das Ringen um Humanismus im Kontext des Kalten Krieges. Humanismus, so die grundlegende Annahme der Arbeit ist kein gleichbleibendes Ideal, sondern wird, angesichts des Ringens um die Deutungshoheit, zum Austragungsort (kirchen-)politischer Debatten. Ausgehend von der politisch wirkmächtigen Vereinnahmung von Humanismus in den 1950er Jahren in

der DDR, wird danach gefragt, auf welche Weise postkoloniale Humanismusedwürfe in der DDR wahrgenommen, rezipiert, vereinnahmt oder abgelehnt wurden.

Im 1. Kapitel wird der Forschungsstand erhoben und die disparaten Definitionsversuche innerhalb des aktuellen Humanismuskurses dargestellt. Darauf folgt im zweiten Kapitel eine Untersuchung der frühen Afrika-Politik der DDR ab 1960. Analysiert wird die deutsch-nationalistische Humanismusproduktion im Rahmen der Afrikapolitik Walter Ulbrichts am Beispiel Ghana und dem Staatschef Kwame Nkrumah (1909–1972), dessen Würdigung zum Anlass genommen wurde, den Philosophen Anton Wilhelm Amo (um 1703–nach 1753) als Günstling eines „Fortschrittshumanismus“ zu inszenieren. Diese nachträgliche historische Einschreibung erfolgte parallel zur Überschreibung von Humanismus als atheistisches Leitmotiv gegen unerwünschte christliche Eliten in der DDR. Während also staatstreue Theologen wie Moritz Mitzenheim und Emil Fuchs Humanismus als für Christen anbindungsfähiges Konzept propagandistisch aufzuwerten versuchten, identifizierte der SED-Historiker Burchard Brentjes einen humanistischen deutschen „Helferkreis“ im Kontext des Halle’schen 18. Jahrhunderts um Amo. Humanismus, den es als Kategorie im 18. Jahrhundert nicht gegeben hat, wird so dem kolonialen Anderen als fortschrittlich und damit antikirchlich und in diesem Sinne als „humanistisch“ behauptete Tradition einverleibt.

Das dritte Kapitel widmet sich der Rezeption des sambischen Humanismus nach Kenneth Kaunda (1924–2021), der auf einer christlichen Anthropozentrik beruht. Kaundas Konzept, dessen ÖRK-Rede von 1968 in der DDR von dem CDU-Funktionär Carl Ordnung herausgegeben wurde, erfuhr durch die staatstreuen Kreise eine radikale Entchristlichung. Während Carl Ordnung und Gerhard Bassarak Kaundas Humanismus in den sozialistischen Kirchenkampf einpassen, trägt der Ökumeniker und Kirchenhistoriker Johannes Althausen sambischen Humanismus als ein für die afrikanischen Kirchen hilfreiches Konzept ein, nimmt dabei aber ebenfalls den Anspruch eines deutschen „Afrika-Erklärers“ ein. Zudem wird dargestellt, wie westdeutsche Kaunda-Rezipienten versuchen mithilfe des Sambischen Humanismus den Systemkampf des Kalten Krieges zu unterlaufen. Die Analyse zeigt, dass sambischer Humanismus, der zunächst anti-marxistisch figuriert wird, trotz dieser Frontstellung in der DDR rezipiert und vereinnahmt wird.

Durch die vorliegende Arbeit wird deutlich, dass der Verweis auf Humanismus nicht harmlos ist, sondern dessen Füllung und Entleerung auf konkrete Ereignisse weist, in denen (kirchen-)politische Positionen ausgehandelt werden.

*Nora Blume, Jg. 1992, studierte nach einem entwicklungspolitischen Freiwilligendienst in Uganda Evangelische Theologie. Seit dem Abschluss ihres Studiums mit der prämierten Diplom-Arbeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere Kirchengeschichte in Halle.*

Fußball sei einerseits ein Sinnbild der Entgrenzung und flächendeckenden Ausbreitung der christlichen Religion (Gräb) und andererseits gleichzeitig ein Schauplatz moderner religiöser Kulte, an denen Fußballgötter angebetet werden (Kopiez). Solche Einschätzungen der Phänomenwelt im Fußballstadion finden sich zuhauf in christlich theologischen akademischer Äußerungen. Doch werden diese Beobachtungen zu weiten Teilen nicht dem untersuchten Gegenstand gerecht. Sie überschreiten bzgl. der Deutungshoheit eigener Lebensgestaltung zwischenmenschliche Grenzen und vereinnahmen paternalistisch. Ebenso beleuchten diese Ansätze m. E. oftmals eher oberflächlich. Mit dem Instrumentarium der Religionswissenschaft kann dies detaillierter und differenzierter betrachtet werden. Hinzukommt die für die Theologie prekäre, weil nie zuvor dagewesene Situation der Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland, die sich vor allem als Areligiosität äußert. Eine Überinterpretation ihrer Phänomene verunmöglicht dahingehend auch die Kommunikation. Die Betrachtung des Sports Fußball aus religionswissenschaftlicher Perspektive ist daher ein wesentlicher Bestandteil der vorliegenden Examensarbeit.



Ziel der Betrachtung ist eine Analyse der Möglichkeiten, die sich im Fußballstadion im Fanblock anbieten, wenn Menschen, die ihr Leben im Horizont christlichen Glaubens verstehen und erzählen, auf Menschen treffen, denen diese Form der Lebensdeutung fremd ist. Die Arbeit wurde für dieses Unterfangen in zwei Hauptteile gegliedert. Die Arbeit setzt gemäß des handlungsperspektivisch ausgerichteten Konzeptes Schröders an der Dreiteilung von Wahrnehmen, Deuten und Handeln an. Die Betrachtung ist von einem kommunikationstheoretischen Ansatz geleitet.

Im Zweiten Hauptteil werden die aktuelle Forschungslage und wesentliche Reibungspunkte von Theologie und Fußball ermittelt. Daraus ergibt sich ein dreifaches Fazit. Theologisch-anthropologisch ist der Mensch als Bedürftender und Begehrender zu beschreiben. Kulturwissenschaftlich muss Zuschauen als Gesamtphänomen betrachtet werden, was zu der Beschreibung des Geschehens als Fußballfest führt (Prosser). Religionswissenschaftlich ist in Ermangelung eines besseren Begriffes die Beschreibung des Fußballs als säkulare Religion zu empfehlen, da hier Respekt vor dem Untersuchungsgegenstand, Methodenkatalog und der Fokus auf Zwischenmenschlichkeit und Leiberfahrung am besten gewahrt werden. Diese Ausgangssituation wird dann mit dem Fokus auf Identifikation und Identität und die Masse als Qualität eigener Art genauer untersucht. Im anschließenden handlungsperspektivischen Fazit werden die Möglichkeiten zur Kontingenzeröffnung und -bewältigung, die Begegnungsflächen der stetigen sich entwickelten Lebensnarrative, sowie das Wahrnehmen des Einzelnen in der Masse als auch das Masseurlebnis als Identifikationssabbat entfaltet. Zu Ende geführt wird die Arbeit mit einem Ausblick auf die systemischen Optionen, welche Kirche als Institution gegeben sind um sich als Partner der Kommunikation des Evangeliums in der Fußballfankurve im konfessionslosen Raum Ostdeutschland zu beteiligen.

*Jakob Simon, in Chemnitz geboren, ist seit seiner Kindheit fußballbegeistert und als christlicher Pfadfinder aktiv. Mit der vorliegenden Arbeit schließt er sein Studium in Evangelischer Theologie in Halle ab.*



Der Ausgangspunkt der Diplomarbeit ist die politische Rede vom *Abendland* innerhalb der sog. Neuen Rechten. Die Präsenz von Bezügen auf das Christentum innerhalb neurechter Ideologie führt zu der Frage, welche Funktion der Bezug auf das *Abendland* bei der Produktion eines Christentums hat, das in einem offensichtlich mehrheitlich „religionslosen“ Kontext als Grundlage für deutsche Leitkultur nationale Homogenität generieren soll.

Die Arbeit ist in zwei Hauptteile untergliedert. Im ersten Hauptteil wird der Begriff „Abendland“ anhand von drei exemplarischen Autoren als Motiv religiöser Metapolitik in der Neuen Rechten identifiziert. Im zweiten Hauptteil führt eine Spurensuche nach den komplexen Implikationen des Begriffs in drei verschiedene historische Kontexte des 20. Jh., in denen der Begriff Abendland teils explizit, teils implizit verhandelt wurde. Als erster Kontext wird die Veröffentlichung von Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ 1918/1920 untersucht, ein zweiter Kontext ist die deutsche Nachkriegszeit im Allgemeinen und die politische Rede Konrad Adenauers über das Abendland im Speziellen, ein dritter Kontext lenkt den Blick in die Aushandlung eines Europa-Begriffs nach dem Ende des Kalten Krieges.

In der abschließenden Analyse wird unter Bezug auf den Identitäts-Begriff von Stuart Hall der grundsätzlich ambivalente Charakter von Identitätsproduktion herausgestellt. Innerhalb der Neuen Rechten in Deutschland wird die Identitätsbildung über Differenz zur politischen Mobilisierung instrumentalisiert und zur Grundlage fundamentalistischer Politik. Das dort über *das Andere* generierte Christentum dient dem Zweck, die homogene Identität abzusichern. Der Begriff des *Abendlandes*, der eine Geschichte hat, die weniger mit Antike und Mittelalter und mehr mit europäischer Politik des 20. Jh. zu tun zu haben scheint, wird dieser Geschichte entledigt, damit es als Signatur dieses Christentums dienen kann und als Abgrenzung zu ideologischen Frontstellungen taugt.

Eine Perspektive auf das Konzept des „Religiösen Pluralismus“ schließt die Arbeit ab und plädiert für die Sichtbarmachung religiöser Vielfalt in europäischer Kulturgeschichte als Projekt der Organisation von Differenz.

*Philine Lewek, Jahrgang 1992, studierte Theologie in Halle (Saale), Beirut (Libanon), Marburg und Leipzig. Ihre Mitarbeit am Lehrstuhl von Prof. Dr. Daniel Cyranka legte den Grundstein für ihr religionswissenschaftliches Interesse. Die Arbeit am Thema setzt sie derzeit als Kollegiatin am Graduiertenkolleg „Deutungsmacht“ an der Universität Rostock fort.*

PSALMEN TAUFEN?

DIE DISKUSSION UM DAS GLORIA PATRI ALS ABSCHLUSS VON PSALMGEBETEN AUF DEM HINTERGRUND EINER LITURGIK IM CHRISTLICH-JÜDISCHEN DIALOG



„Darf man den Psalm mit einem ‚Gloria patri‘, dem ‚Ehr(e) sei dem Vater‘, das sich seit Jahrhunderten im Gottesdienst etabliert hat, abschließen?“

Diese Frage scheint winzig, fast eine Randfrage zu sein. Denn sie beschäftigt sich mit dem "Gloria patri" als einem klitzekleinen und sehr vertrauten, daher unauffälligen Teil der sonntäglichen Liturgie.

Stellt man die Frage ein wenig anders, wird ihre Brisanz deutlich: "Darf man ein jüdisches Gebet im christlichen Gottesdienst verwenden und dann auch noch mit einem Lobpreis, der den dreieinen Gott ehrt, abschließen?"

So klein das "Gloria patri" auch sein mag - es hat es in sich:

Klein aber oho! In den vergangenen Jahrzehnten hat es zu vielen Diskussionen in Hinblick auf das Verhältnis von Judentum und Christentum geführt: Gehören die Psalmen nur den Juden, oder ist das Erste Testament die Heilige Schrift beider Religionen? Sind Christen und Juden erwähnt und was bedeutet das für den Umgang miteinander? Können beide Religionen unabhängig voneinander existieren und miteinander beten? Und wenn ja: Wie?

In der Arbeit wird diesen Fragen nachgegangen, um eigene Antworten zu finden, die in der Praxis taugen. In Bezug auf das kleine "Gloria patri" und die große Welt der Liturgie im jüdisch-christlichen Dialog.

*Henrike Acksteiner, Jahrgang 1993, steht als Vikarin im Dienst der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Ihr Theologiestudium führte sie nach Neuendettelsau, Dubuque (Iowa, USA) und Leipzig. Studienaufenthalte in Israel, Begegnung(sreis)en mit dem Gustav-Adolf-Werk, internationale Konferenzen sowie die Mitarbeit an Prof. Dr. Deegs Lehrstuhl für Prakt. Theol. eröffneten ihr die Welten des interreligiösen Dialogs und der Ökumene in der Theorie. Seitdem schlägt ihr Herz noch mehr für die ökumenische Praxis.*

Die vorliegende Arbeit entstand im Zusammenhang mit einem Seminar an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom mit dem Titel „Evangelisches und katholisches Kirchenrecht im Vergleich“.

Sie hat zum Ziel, einen Überblick über die Normen ökumenischen Zusammenlebens zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen zu bieten und in einem nächsten Schritt die Absichten der Regelungen zu beleuchten, die mehr oder weniger das ökumenische Miteinander auf individueller und (welt-)kirchlicher sowie auf der Ebene ökumenischer Zusammenschlüsse prägen. Dabei orientiert sich der Aufbau der Arbeit an den Normen des Codex Iuris Canonici (CIC) der römisch-katholischen Kirche und versucht, wo immer sich die Gelegenheit bietet, entsprechende Regelungen auf evangelischer Seite gegenüberzustellen, zu vergleichen und auf ihre Tragfähigkeit und ihren tieferen Sinn für die interkonfessionelle Ökumene zu untersuchen. Hierbei spielen die Möglichkeiten und Perspektiven sowohl der (sakramentalen) Liturgie wie der außerliturgischen Zusammenarbeit eine Rolle.

Die kirchenrechtliche Perspektive interkonfessioneller Ökumene kann verschieden betrachtet und bewertet werden. Der Verfasser sieht in vielem ein „schon jetzt und noch nicht“: Viele Bestimmungen seien daraufhin angelegt, irgendwann obsolet zu sein. Manche Normen erwecken den Eindruck, sie seien für die Ewigkeit bestimmt. Wichtig erscheint es, die Canones und Paragraphen vor dem Hintergrund des jeweiligen Ökumeneverständnisses der Konfessionen zu betrachten, wie es heute gegeben ist und sich im Laufe der Jahrzehnte ökumenischen Aufeinander-zu-Bewegens gewandelt hat. Einiges wird – realistisch betrachtet - wohl erst „am Jüngsten Tage“ möglich sein, wie es mancher Witz scherzhaft formuliert.

Generell plädiert der Verfasser abschließend dafür, die Normen geltenden Rechts nicht einfach als überholt zu betrachten, was aus dem Rechtsverständnis beider Konfessionen auch gar nicht möglich wäre, sondern sie als „Geländer“ auf dem Weg der Gemeinschaft zu sehen, die ein Ziel hat. Dieses Ziel wurde besonders anlässlich des 500. Gedenkens der Reformation 2017 gemeinsam klar benannt: „Jesus Christus (bezeugen)“.

*Kevin Stilz bach wurde 1992 in Nordhausen geboren. Seit 2012 studiert er Evangelische Theologie in Leipzig und Halle. Während eines ökumenischen Studienjahres am Centro Melantone in Rom wurde sein ökumenisches Interesse nachhaltig geprägt. Als Mitarbeiter am Institut für Praktische Theologie in Leipzig befasst er sich vorwiegend mit homiletischen, liturgischen und poimenischen Themen. Im Kirchenkreis Südharz engagiert er sich im ehrenamtlichen Verkündigungsdienst und versucht so, Gelerntes und Gelebtes zu verbinden.*



In der zunehmend säkularisierten Gesellschaft Deutschlands verliert das Thema Religion(en) anscheinend immer mehr an Bedeutung. Wenn es erörtert wird, dann häufig in einer kritischen oder ablehnenden Weise. Gerade in der populären Musik ist diese vermeintlich negative Auseinandersetzung mit Religion(en) feststellbar und findet so öffentlichkeitswirksamen Ausdruck. So singen tausende Menschen auf Rock- und Pop-Konzerten religionskritische Lieder wie „Die 10 Gebote“ oder „Paradies“ von den Toten Hosen begeistert wie aus einem Munde. Dies kann ein Indiz dafür sein, dass Menschen in diesen Liedern Momente des Sich-Akzeptierens, Sich-Identifizierens und Sich-Mitteilens erfahren.

Die Verfasserin hat einige Lieder dieser Art sowohl religions- als auch musikwissenschaftlich untersucht. Erstaunlicherweise stellt diese Fragestellung eine Forschungslücke dar.

Die Arbeit fragt nach den Ebenen und Kontexten, auf denen sich die jeweiligen religionskritischen Lieder bewegen, welche Folgen dies für die religionswissenschaftliche Auseinandersetzung hat und welchen Effekt sie auf die Hörer, sowohl individuell als auch gesamtgesellschaftlich, haben. Die Untersuchung verwendet den Religionsbegriff funktionalistisch und verzichtet bewusst auf eine abschließende Definition von Religionskritik.

Vier Analysen deutschsprachiger Popularlieder bilden Hauptteil der Arbeit: a) Reinhard Mey „Von Heiligen Kriegen“ (1967); b) Die Toten Hosen „Die 10 Gebote“ (1996); c) Marteria „OMG“ (2014) und d) Bodo Wartke - „Nicht in meinem Namen“ (2016).



den

Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass (unbewusst?) „theologische“ Debatten seitens der Künstler verarbeitet werden. Um diese Debatten aufzunehmen und mit diesen fundiert arbeiten zu können, war es notwendig das (vermeintlich neutrale) Feld der Religionswissenschaft zu verlassen und das Feld der (vermeintlich positionellen) Theologie zu betreten.

Als wichtiges Ergebnis konnte festgestellt werden, dass es den Rezipienten umso leichter fällt eine eigene Deutungsdimension zu entwickeln, je assoziativer und deutungsöffener ein Lied gestaltet ist. Viele Menschen finden sich und ihr Umfeld in religionskritischen Liedern wieder. Folglich kann eine offene Gesprächsgrundlage ermöglicht werden, unabhängig religiöser Zugehörigkeiten oder Formen des Säkularen. Letztlich zeigt sich die religionskritische Populärmusik als Medialität, die Raum zum Dialog *von*, *mit*, und *in* Religion(en) eröffnet, sodass sich Menschen auf einer Metaebene neu und verändert begegnen können.

*Elisabeth Nebe (Jahrgang 1989) hat an der Martin-Luther-Universität Halle von 2011 bis 2018 Musik und Evangelische Religion für das Lehramt an Gymnasien studiert. Nach ihrem Studienabschluss hat sie den Vorbereitungsdienst begonnen. In ihrer Freizeit macht sie selbst Musik.*

“PROTESTANTISCHER FUNDAMENTALISMUS” ALS HERAUSFORDERUNG IM EVANGELISCHEN RELIGIONSUNTERRICHT

Die vorliegende Arbeit möchte einen Beitrag zum reflektierten fach-wissenschaftlichen und fachdidaktischen Umgang mit dem herausfordernden, umstrittenen und vorurteilsbehafteten Thema des ‚protestantischen Fundamentalismus‘ im evangelischen Religionsunterricht leisten. Es wird danach gefragt, wie der protestantische Fundamentalismus verantwortbar im Religionsunterricht thematisiert werden kann.

Beim protestantischen Fundamentalismus handelt es sich um ein in bestimmten Gemeinschaften vorfindliches ‚weltanschauliches System‘, welches in Reaktion auf verunsichernde Auswirkungen der Moderne als ein Phänomen der Moderne selbst entstanden ist. Es wird insbesondere durch ein mit einem Unfehlbarkeits- und Irrtumslosigkeitsdogma belegtes literalistisches Bibelverständnis konstituiert, auf dessen Basis Letztgültigkeits- und Exklusivitätsansprüche in unterschiedlichen Bereichen erhoben werden.

Während aus evangelisch-theologischer Perspektive klare Kontroversen benannt werden können – beispielsweise bezogen auf das Schrift- und Rechtfertigungsverständnis und auf ethische Fragestellungen – kommt in der Differenzierung zwischen ‚fundamentalistisch‘ und ‚fundamentalismus-artig‘ die Problematik des normativen Fundamentalismusbegriffs kondensiert zum Ausdruck.

Bei derzeitigem Forschungsstand lassen sich keine generalisierbaren Aussagen darüber treffen, in welcher Häufigkeit und Intensität das Phänomen in Deutschland anzutreffen ist. Auch scheint unklar, inwiefern Haltungen bzw. Orientierungen unter Lehrer\*innen und Schüler\*innen verbreitet sind, die gemessen an einem wissenschaftlichen, engen Begriffsverständnis tatsächlich als ‚fundamentalistisch‘ zu bezeichnen sind.

Da gewisse entwicklungstypische Haltungen im Kindes- und Jugendalter, wie etwa ein wörtliches Schriftverständnis oder Merkmale des Identitätsbildungsprozesses, fundamentalistischen Haltungen ähneln, besteht eine der zentralen Herausforderungen für das Handeln der Lehrer\*innen in pädagogischer Sensibilität, die darüber hinaus der religiösen Selbstentfaltung der Schüler\*innen Rechnung trägt und auch einem ‚fundamentalistischen Antifundamentalismus‘ vorbeugt.



Um kompetenzorientierten, entwicklungspsychologischen und fachwissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden, ist den Schüler\*innen beim bildungsrelevanten Unterrichtsthema ‚protestantischer Fundamentalismus‘ u. a. eine eigenständige, kritische Urteilsbildung zu ermöglichen, die den Gegenstand in seiner terminologischen und inhaltlich-theologischen Kontroversität voll umfasst und eine Reflexion der Gründe des Phänomens und der eigenen Fundamente ermöglicht.

*Clemens Brodthage (Jahrgang 1991) hat in Halle die Fächer Sozialkunde und Evangelische Religion für das Lehramt an Gymnasium studiert. Dem Studienabschluss 2017 schloss sich der Vorbereitungsdienst in Bernburg an. Inzwischen ist er im hessischen Schuldienst als Gymnasiallehrer tätig.*

„MISSION FROM THE MARGINS“. MARGINALISIERUNG ALS THEMA DER MISSIONSERKLÄRUNG DES ÖRK VON 2012

Die Verfasserin widmet sich der Missionserklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen „Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten“ von 2012.



Die Untersuchung von Marginalisierungsprozessen wird aus dem Kontext und aus der Perspektive der Autorin (Studierende der Evangelischen Theologie in Ostdeutschland) vorgenommen. Entlang der Themen aus der Missionserklärung (*affirmation*) des Weltkirchenrates wird ökumenische Geschichte ab der so genannten Ersten Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 nachgezeichnet. Eine weitere historische Einordnung erfolgt mit der Darstellung des Entstehungskontextes der *Missionserklärung*.

Die konkrete Textanalyse mündet in eine kritische Interpretation, die mit Hilfe der Vorstellungen eines „Third Space“ von dem Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha vorgenommen wird. Seine in den 1980er Jahren entwickelten Gedanken zielten auf die Weise, wie in (post-)kolonialen Diskursen Identitäten gebildet werden.

Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass die Missionserklärung ein lineares ‚westliches‘

Geschichtsverständnis vertritt und damit keine kulturelle Hybridität zulässt, die Differenz ermöglichen könnte. Im Gegenteil werden vorgefertigte Hierarchisierungen und der *status quo* aus einer ‚westlichen‘ Perspektive der Mächtigen vertreten. Das Dokument konstruiert folglich selbst die vermeintlichen Ränder und sichert damit den Geber-Status von „der Kirche“.

Des Weiteren untersucht die Verfasserin, welche dogmatischen Themen ausgespart werden. Das Missionsverständnis der *affirmation* sieht sie in einer Re-stitutio der Schöpfung vor dem Sündenfall, welche ausschließlich mittels sozialem Handeln erwirkt werden könne. Der beanspruchte Paradigmenwechsel hin zu einem kosmischen Geistverständnis verdrängt auch die in Textteilen betonte Kreuzestheologie.

Insgesamt wirbt die Verfasserin dafür, eine Argumentation für eine „Kirche *mit anderen*“ zu entwickeln, die zwischen den Menschen entstehen kann, die sich mehrdimensional als *die/der Andere* begegnen.

*Diana Lunkwitz (geboren 1983 in Lauchhammer) studierte zunächst Religions- und Gemeindepädagogik an der Kirchlich-Theologischen Fachschule Missionshaus Malche. Dem folgte das Studium der Evangelischen Theologie in Leipzig, Rostock, Mainz, Berlin und Halle mit einem ökumenischen Studienjahr am Centro Melantone in Rom. Nach ihrem Abschluss als Diplom-Theologin forscht sie weiter als Doktorandin am Seminar für Religionswissenschaft und Interkulturelle Theologie – nun zum interreligiösen Dialog.*